

(Nachdruck verboten.)

## 4) Ein gewöhnlicher Fall.

Erzählung von W. Korolenko.

„Was für eine gehobene Stimmung, Pawel Semjonitsch, braucht man da?“ entgegnete wieder Ilija Petrowitsch verdrießlich. „Hätt' es ihr abgeben sollen . . . und hol' sie der Teufel. Sie sagen doch selbst, er war kein armer Mann.“

„Denken Sie, so hat auch Budnikow im ersten Augenblick gehandelt. Ob er sich selbst nicht getraut oder die Versuchung gefürchtet hat oder im Gegenteil sich selbst sehr viel zutraute . . . kurz, er rief Helene zu sich und erzählte ihr alles. So böse, wissen Sie, erzählte er ihr alles, als klagte er ihr: Siehst du, du dummes Frauenzimmer, was du da alles angerichtet hast. Du wolltest damals selbst nicht ziehen, jetzt muß ein braver Mann so eine Summe verlieren! So wenigstens stelle ich es mir nach Helenens Erzählung vor. Er lief, sagt sie, immer im Zimmer hin und her und wütete in einem fort.“

„Nun und sie?“

„Sie hat sich, wie sie sagt, sehr erschrocken. Sie brach in Thränen aus. Er zürnte und sie weinte. Und dann, als sie mir das erzählte und bei dieser Stelle angelangt war, da schaute sie mich, wissen Sie, mit ihren verständnislosen, vogelartigen, schönen Augen an und zitterte vor Schrecken: Alles weinte im Innern dieses Weibes. Es war so sonderbar . . .“

„Wirklich eine dumme Gans.“ bemerkte Ilija Petrowitsch.

„Ja, freilich, klug war sie nicht. Das hab' ich schon selbst gesagt, aber doch . . . die Frage ist hier komplizierter. Ihnen wird es vielleicht sonderbar vorkommen, wenn ich aber an diese Augen denke . . . es ist vielleicht Dummheit . . . das heißt, es ist keine Klarheit des Bewußtseins vorhanden, kein richtiges Verständnis, das ist wahr . . . und was haben gar die Thränen für einen Zweck? Und doch schimmerte in der Tiefe dieser blauen, dummen, weinenden Augen leise, ganz leise ein richtiger, nur schlummernder, von Bewußtsein nicht erleuchteter und gewedter Instinkt. Und wenn ich jetzt an alles das denke: An ihre einfältige, verständnislose Erzählung, an diese hilflosen, gleichsam um etwas flehenden Augen, die um Erklärung und Lösung dieser Wirrnisse baten . . . so kommt es mir vor, daß Dummheit doch ein brutales Wort ist und daß . . . mit einem Worte, diese ihre dummen Thränen vielleicht das einzig richtige und echte, ja ich behaupte sogar, das einzig Kluge in der ganzen Geschichte waren. Freilich legte sie sich selbst keine Rechenenschaft ab und niemand von ihnen begriff, daß hier irgendwo, vielleicht in der Nähe, hinter dem dunklen Gefühle, das diese Thränen hervorrief, ein wirklicher Ausweg ist, eine verborgene Thür, unsichtbar und vermauert . . . man mußte nur verstehen, sie zu öffnen . . . Sie, die Dumme, versteht es nicht.“

4.

„Vollkommen unverständlich, Pawel Semjonitsch . . .“ sagte Ilija Petrowitsch, indem er die im Munde gehaltene Zigarette anzündete.

„So? Dann verzeihen Sie . . . Ich bin wirklich mitunter unverständlich . . . aber, im gegebenen Fall . . . Sie hat doch den Herrn Budnikow geliebt.“

„Nun, was heißt geliebt?“

„Ja, gewiß, wenigstens eine bestimmte Zeit. Um so mehr als es bei diesen unmittelbaren Frauennaturen keine Trennung zwischen Gefühl und Thatfache giebt . . . Von welcher Seite man sie auch ansieht, immer wirkt diese Masse ungeteilt . . . Später sagte sie mir gelegentlich, Herr Budnikow habe sie verhöhnt . . . das heißt, verstehen Sie, sie meinte es ernst und er gab ihr statt dessen ein Loß. Ich glaube, daß daher die Thränen, der Schrecken und die Weigerung . . .“

„Nun, das ist zu fein . . .“

„Um! Ich weiß nicht . . . So dachte auch Herr Budnikow, Simeon Nikolajewitsch. Er blieb nämlich stehen, schaute sie mit großer Verwunderung an und sagte schließlich nur: Dumme Gans! und schloß die Lefe wieder in den Schreibtisch. Später kam er nicht mehr mit ihr auf diesen Gegenstand zu sprechen.“

„Und Sie forderte nichts?“

„Woher denn? Ich sag' Ihnen doch. Sie hat sich erschrocken. „Es ist mir,“ sagte sie, „als hätte ein Berg auf mir gelastet und doch konnte ich nicht fortgehen.“ Darin, sehen Sie, liegt wirklich das Verbrechen der Dummheit.“

„Das heißt, worin?“

„Ja eben in dieser Passivität. Das Gefühl war richtig, aber das Bewußtsein war nicht vorhanden. Und doch ist's gerade das Bewußtsein, das einer Sache Form und Festigkeit verleiht . . . Entweder du sagst einfach: ich verzichte auf dein abscheuliches Geschenk und erkenne das Recht, das auf dummen Pleistiftstrichen begründet ist, nicht an. Oder im Gegenteil: Das ist mein! Sieb's her! Sonst ist's schlecht von dir! Und gewiß hätte er es ihr gegeben. Ich sag' doch, er war kein Räuber . . . Lange Zeit hat er das gewonnene Geld nicht erheben wollen und sogar die beiden Striche nicht getilgt. Und doch war es nicht schwer. Ein Gummi . . . und fertig. Aber tilgen, das heißt . . . es sich selbst eingestehen müssen . . . Es abzugeben, dazu fehlte ihm die Kraft. Auf einem toten Punkt ist der Mensch angelangt . . . Er brauchte da einen Stoß, eine Bestimmung . . . und da ist alles dunkel . . . Ich glaube, hier ist eine Station, wollen Sie nicht mal aussteigen?“

„Nein, auf der nächsten . . . Nun und weiter . . . wie ist die Geschichte ausgegangen? Sehr interessant.“

„Nun, die ganze Geschichte blieb vorläufig im Dunkeln.“

Und die beiden Striche blieben — auf dem Papier und in der Seele der beiden. Und da, wissen Sie, geriet unter die beiden dummen Striche noch ein dritter Mensch, nämlich der Hausknecht Gawrilo . . . Ich sprach schon von ihm . . . Ein merkwürdiges Subjekt und auch so ein ganzer Kerl. Wenn ich ihn so manchmal anschaute, ruhte ich dabei innerlich aus. Ein Arbeitsmensch, unermüdet und so zu sagen, heiter, zufrieden, immer gut, allen gegenüber freundlich. Und wie das alles schön, leicht, angenehm an ihm war, als spielte dieser Mensch und erfüllte mit höchstem Vergnügen seine Lebensaufgabe. Manchmal kam er mir, so zu sagen, wie ein Muskelbündel vor, das sich mir seines einfachen Daseins bewußt ist. Alles ist gut gesüßt, harmonisch, zweckmäßig, alles in Thätigkeit . . . Und dabei sehen zwei gute Menschenagen die ganze Welt vom Standpunkte ihres physikalischen Gleichgewichts an. Und mitunter leuchtet in diesen Augen etwas . . . sogar eine gewisse Ueberlegenheit . . . Er hat zum Beispiel den Budnikow verstanden und lächelte manchmal über ihn wie über ein Kind. Ja er begriff auch das, daß Budnikow ihn gewissenlos ausbeutete, aber . . . er hielt es so . . . für eine einfache menschliche Eigenschaft, die sittlich, so zu sagen, ohne Belang ist. Da aber auch andre dieselben Eigenschaften haben und auch er selbst würde an Budnikows Stelle genau so gehandelt haben, so . . . verstehen Sie es schon: Er gab für einen Groschen seine Muskelkraft aus und betrachtete es als eine einfache Thatfache ohne Born und Erregung . . .“

„So lebte er . . . in Arbeit — und betrachtete mit seinen guten Augen die Bäume, die Wolken, Herrn Budnikow . . . bis die Augen begannen auf Helene haften zu bleiben. Das ist auch, wissen Sie, begreiflich: Beide hatten kein Heim, lebten nebeneinander, begegneten sich oft. Sie ist schön, er ist frei . . . Das Verhältnis zwischen Helene und Budnikow war nämlich, so zu sagen, ein Zufall. An die halben Versprechungen seinerseits glaubte sie nur dummerweise . . . Ihren Fehltritt hielt sie für Sünde und trug diese Sünde mit hingebendem Gleichmut und Trauer. Sie war doch eine reine Natur . . . Das „Gebot“ und die Erlösung durch das Gebot glaubte sie, wie es scheint, auf immer für sich verloren . . . und da plötzlich kommt Gawrilo . . . Ich glaube, daß auch er zuerst die Sache von der leichten Seite nahm. Sie war doch für ihn so wie so eine „Verlorene“, allein, diese seine ersten einfachen Erklärungen machten auf sie einen erschütternden Eindruck. Das Weib ging umher wie weltverloren mit verweinten Augen. Sie bittet Budnikow, sie fortzulassen, gleichviel wohin. Meidet mit Fleiß Gawrilo. Nun da begann auch er über diesen Fall nachzudenken. Es packte ihn tiefer und tiefer, er ward laß in der Arbeit, magerte ab im Gesicht. Endlich kam eine Lösung. Ich war zufälligerweise Augenzeuge.“

Ich litt an Schlaflosigkeit. Es war im Frühling . . . Ich war müde von den Examina, vom Gymnasium, müde

dieser Lehrer . . . kaum eingeschlafen, ist es mir, als stößt mich jemand. Mit dem Schlafen war es vorbei. Da stand ich auf, ging hinaus auf die Treppe und schaute: die Straße schläft, die Bäume bewegen sich leise, ein schläfriger Kutscher fährt vorbei . . . und ich beneidete den Fuhrmann, ja sogar die Bäume . . . Dann ging ich in den Garten . . . und neben dem Garten war der Pferdestall, dessen eine Wand direkt an den Garten grenzte. Zu Sommerzeiten schlief da Sawrilo in einem Kämmerchen. Da ging ich nun eines Morgens in der Allee spazieren, sah mich da auf eine kleine Bank und versiel in Nachdenken . . . und plötzlich höre ich . . . ein Gespräch. Sawrilo spricht mit Helene.

„Ich hätte freilich aufstehen und fortgehen sollen . . . es war so zu sagen, eine gewöhnliche, nicht besonders anmutende Geschichte . . . Aber plötzlich vernahm ich aus dem Gespräche zwei, drei Worte, die mich festhielten.

„Nicht, daß ich horchen wollte, aber — die Worte und der Ton, in dem sie gesagt wurden, kamen mir so unerwartet . . . Der Mensch ist doch, wissen Sie, ein sehr kompliziertes Wesen, das Schlechte in ihm und das Gute — alles nebeneinander. Das eine und das andre ist die Wahrheit, so zu sagen, die allerrealste Wahrheit. Aber manchmal sehnt man sich so nach der guten Wahrheit, die, so zu sagen, mit dem ganzen Leben aussöhnt . . . Nun da blieb ich auch unwillkürlich und begann ihrem Gespräche zu lauschen.

„Da bin ich nun, sagte Helene . . . Was wollen Sie? Und darauf fügte sie mit so tiefem . . . einfach ergreifendem Gefühle hinzu: Du hast mich zu Tode gequält . . .

„Und das sagte sie . . . mit so einem aufrichtigen Stöhnen der Seele . . . und duzte ihn. Früher immer und auch später jagte sie „Sie“ zu ihm und da . . . Die ganze von Schmach und Liebe gemarterte Frauenseele ertönte — in voller Hingabe. Auch Sie, Helena Petrowna, haben mich gequält, antwortete Sawrilo. Ich kann nicht mehr, ich geh' zu Grunde. Ich kann nichts arbeiten, ich esse nichts . . .

„Nun, was wird denn jetzt sein? sagte Helene.  
„Was denn? Wir müssen, sagte er, heiraten. Eine Zeitlang schwiegen sie beide, dann schien es mir, daß sie leise sagte: Ich bin . . . eine Verlorene.

„Nun was, Helena Petrowna, antwortete Sawrilo, mit einer, ich möchte sagen, düstern Kosung. Danach sehe ich nicht. Alles eins . . . So wie so ist mir das Leben kein Leben . . . Alles ist mir zuwider . . . Ich bringe nichts hinter. Keine Kraft.

„Helene begann zu weinen, zuerst leise, dann heftiger . . . Das Weinen war auch ein gutes Weinen . . . Mir kam es so schmerzhaft und doch so heilend vor. Sawrilo sagte streng: Nun was soll das . . . Hör' auf . . . Willst du mich also heiraten?

„Helene machte scheinbar eine Anstrengung, unterdrückte ihre Thränen und antwortete auf die wiederholte Frage: Und Gott werden Sie fürchten, Sawrilo Stepanitsch?

„Ja, was willst du damit? sagte Sawrilo. „Werden Sie mir nichts vorwerfen?

„Nein, sagt er, ich werde dir nichts vorwerfen, auch gegen die andren werde ich dich schützen. Aber auch du mußt schwören, daß du nie mehr solche Sachen machst . . . ein für allemal. Ich werde dir glauben.

„Ich hörte nicht, was Helene antwortete, stellte mir aber vor, daß sie sich wahrscheinlich gen Osten wandte, vielleicht war auch ein Gottesbild in der Kammer . . . und sich befreuzigte . . . Darauf (das stelle ich mir auch nur vor) nahm sie seinen Kopf in ihre Hände und ich hörte einen Kuß . . . einen hinreißend leidenschaftlichen . . . aber aus gutem, reinem Herzen . . . Und kurz darauf lief Helene aus der Kammer, wollte zuerst nach dem Hause des Herrn Budnikow, blieb aber dann stehen. Sie wollte scheinbar in diesem Augenblick nicht dahin zurückkehren, öffnete das Thor und ging in den Garten . . . Da erblickte sie mich . . . Aber das brachte sie nicht in Verlegenheit. Sie ging auf mich zu, blieb stehen, schaute mich mit glücklichen Augen an und sagte: Und du gehst immer frühmorgens spazieren? . . . Ach du, mein Herr, mein Lieber . . . Und plötzlich, wissen Sie, im Ueberjähwang ihrer Gefühle, nahm sie mich bei der Schulter und lachte . . . und so schlicht kam es heraus. Sie mußte es wissen, daß ich alles gehört hatte und sah darin nichts Schlimmes . . . Und Sawrilo auch nicht . . . Er kam noch mit dem Rehrbesen heraus, verbeugte sich und grüßte mich. Und wir alle begriffen, daß wir etwas Frohes und Reines wußten und daß das uns alle einander näher brachte . . . Darauf ging Helene in ihr Haus und Sawrilo machte sich an seine Arbeit. Und

ich schaute ihn an, seine Bewegungen, diese ganze Musik der Muskeln, der freien und gesunden — und ging nach Haus, um zu schlafen . . . Und denken Sie, ich schlief wie ein Bär . . . Es giebt etwas im menschlichen Glück, etwas die Seele Heilendes und Weitendes . . . Und wissen Sie, mir scheint es, daß die Menschen geradezu verpflichtet sind, glücklich zu sein, denn das wirkliche Glück . . . Wer hat's gesagt, daß wir, so zu sagen, von allen Seiten offen sind. Man kommt in uns hinein und wir kommen in die andren, sogar ohne daß wir es merken . . . Darum ist es nötig, daß in allem, so zu sagen, im ganzen Leben Gerechtigkeit und Wahrheit herrsche . . . Aber — entschuldigen Sie . . .“

(Fortsetzung folgt.)

## Naturwissenschaftliche Uebersicht.

Von Curt Grottelwitz.

Nach der biblischen Urkunde soll die Wiege des Menschengeschlechts in Vorderasien gestanden haben. Den in Poesie und Mythos gehüllten Darstellungen der Mosesbücher pflegt ja die neuere Wissenschaft im allgemeinen wenig Wert beizulegen. Aber die Anschauung, den Entstehungsherd der Menschheit in Asien zu suchen, hat sich doch sehr lange erhalten. Sie bekam dann neue Nahrung durch die germanistischen und indoeuropäischen Sprachstudien in der Frühzeit des abgelaufenen Jahrhunderts. Aus der Sprachverwandtschaft des großen arischen Völkerstammes schloß man, daß dieser aus einer gemeinsamen Wurzel hervorgegangen sei und ein gemeinsames Vaterland besessen hatte. Indem man teils einige Thatsachen der großen Völkerwanderung, die von Osten nach Westen erfolgte war, mit der bequemen Vorstellung verband, daß das gemeinsame Vaterland nahe dem indischen durch große Ursprünglichkeit ausgezeichneten Sprachgebiet liegen müßte, kam man zu der Ansicht, daß die Gegend am Hindufuß in Centralasien die Urheimat wenigstens der arischen Rasse gewesen sei. Damit entfernte man sich auch nicht allzu sehr von der Annahme, daß in Asien überhaupt die Wiege des Menschengeschlechts gestanden habe.

Erst viel später tauchte die heute von sehr vielen Gelehrten der verschiedensten Wissenszweige vertretene Meinung auf, daß der Mensch wie die meisten Säugetiere im Norden entstanden sei. Speziell für den Menschen muß unser altes Europa vorzugsweise als Entstehungszentrum in Betracht gezogen werden. Denn die Funde der ältesten Menschen stammen aus Europa. Und wie hier nachweislich einst Menschenaffen gelebt haben, so kann hier die Entwicklung des Menschen von dem Urmenschen an lückenlos verfolgt werden. Allein manche Wahrheiten werden deshalb nicht beachtet, weil sie zu simpel sind. So hat man sich auch lange geträumt, den Ursprung irgend eines Haustieres in Europa zu suchen, bis es jetzt durch die Forschungen Nehrings, Rüttimeyers und jüngst auch C. Kellers (Die Abstammung der ältesten Haustiere, 1902, Zürich) evident geworden ist, daß verschiedene Rassen der Rinder, Pferde, Schafe und Schweine von europäischen Wildtieren abstammen. Auch die Herkunft des Menschen aus Europa entspricht nicht ganz dem Drange nach Lösung recht kniffliger Rätsel, der manchem Forscher eigen ist. In jüngster Zeit hat besonders der im übrigen recht verdienstvolle Anthropologe Maatsch in Anlehnung an eine Annahme Schötenjacks die Meinung vertreten (so auch in dem Lieferungswerke „Weltall und Menschheit“, Bong u. Co.), daß die Urheimat des Menschen in Australien zu suchen sei.

Es hat sich im allgemeinen gezeigt, daß der Entstehungsherd einer Tiergattung nicht zu suchen ist, wo die ursprünglichste Form derselben gefunden wird, sondern meist da, wo ihre höchstentwickelten Vertreter wohnen. Die formenschaffende Kraft eines Landes wird sich eben darin zeigen, daß sie ein Tier dauernd nach einer bestimmten Richtung hin höher ausbildet. Diejenigen Individuen, die sich von dem Lande am weitesten entfernt haben, werden diese Ausbildung weniger erfahren, als die, welche im Lande verbleiben. Also wird in der Regel da das Schöpfungszentrum einer Tiergattung sein, wo diese sich am höchsten in einer bestimmten Richtung ausgebildet hat.

Es ist daher durchaus bedenklich, die Heimat eines Lebewesens da zu suchen, wo heute noch seine ursprünglichsten Formen vorhanden sind. Niemand wird die Heimat der Ursänger in Australien, die der Halbaffen auf Madagaskar suchen. Hier haben uns die paläontologischen Forschungen belehrt, daß die erwähnten Tiergruppen in den ältesten Zeiten in Asien und Europa, jedenfalls weit von ihrer heutigen Heimat lebten. Beim Menschen ist nun allerdings die Sache nicht so klar. Es könnten Ueberreste noch allenthalben in der Welt, wo heute noch wenig Ausgrabungen vorgenommen worden sind, gefunden werden. Aber wie die Sache heute sieht, hängt solch eine Ansicht, wie die von Maatsch, ganz in der Luft. Er nimmt die Australneger als ursprünglichsten Menschentypus an und folgert daraus, daß hier die Heimat des Menschengeschlechts gewesen sei. Dieser Meinung pflichtet auch M. Alberg in seinem Buche „Die Abstammung des Menschen“ (Cassel 1902, Th. G. Fischer) bei. Australien sei auch in tertiärer Zeit frei von großen Urwäldern gewesen. Hier habe sich der Mensch von einem Netternden Viehhändler

in ein gehendes Wesen umgewandelt. In einem bewaldeten Lande würde er ein Baumtier geblieben sein. Das Fehlen größerer Nautiere und das Vorhandensein vieler kleinerer Jagdtiere in Australien habe den Uebergang von einem fruchtessenden in ein omnivores Wesen erleichtert.

Bei der Umwandlung der menschlichen Vorfahren spielte die Entwicklung des Kletter- und Greiffußes zu einem Gangfuß eine große Rolle. Die Höhlung des Fußes und die Verstärkung der großen Zehe führt nun Klatzsch auf die Gewohnheit zurück, hohe einzeln stehende Bäume zu erklimmen, und gerade diese Gewohnheit haben die Australneger. Zudem die Wölbung des Fußes sich an den biden Baumstamm anpaßt und die starke große Zehe kräftig nachhilft, geht das Klettern leicht von statten. Ludwig Wisler unterwirft diese Anschauungen von Klatzsch in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ in einer Abhandlung „Entstehung und Entwicklung des Menschengeschlechts“ einer eingehenden Kritik. Wenn diese Art zu klettern den Anstoß zur Entstehung des Menschenfußes gegeben hätte, so würde dieser letztere bei den Australiern gerade eine sehr hohe Ausbildung erfahren haben. Das ist aber gar nicht der Fall. Denn die Australier haben Plattfüße, und gerade bei den fortgeschrittensten Rassen ist die Wölbung des Fußes und die Verstärkung der großen Zehe am meisten ausgeprägt. Es müssen also andre Ursachen gewesen sein, welche die Form des Menschenfußes hervorbrachten. Und es liegt gewiß nahe, anzunehmen, daß der aufrechte Gang diese Ursache war. Der menschliche Vorfahr kam von seinem Baumleben ab, richtete sich auf den Hinterfüßen auf und versuchte auf ihnen zu gehen. Um dabei nicht nach vorn zu fallen, mußte sich die große Zehe verstärken. Der Stand und Gang war um so sicherer, je mehr sich die Füße nach innen wölbten. Denn der Mensch trat und tritt noch jetzt mit dem äußeren Rande des Fußes (abgesehen von der Ferse und dem Ballen) auf, so wird er am besten vor dem Umfallen nach den Seiten bewahrt. Das Auftreten mit dem äußeren Rande wird dadurch ermöglicht, daß sich der Fuß nach innen hebt. Bei Plattfüßen ist ein seitliches Umfallen viel eher möglich. Theodor Simer hat daher gerade den menschlichen Fuß als Geh- und Stützwerkzeug ein Prachtstück von Vollkommenheit genannt.

Aus der Thatsache, daß der Mensch unbehaart ist, darf man nicht schließen, daß er aus einer warmen Gegend stamme. Denn die Affen haben ja in den Tropen ihr Haarleid behalten. Eher könnte man daran denken, daß die Gewohnheit des Menschen, sich gegen die Kälte durch die Kleidung und den Aufenthalt in Höhlen und Wohnungen zu schützen, die Nacktheit der Haut hervorgerufen habe. Diese Gewohnheiten belam der Mensch vielleicht schon in dem Augenblick, als er vom Baumleben zum aufrechten Gang auf dem Boden überging. Und vielleicht ist es eben dieses kühle Klima gewesen, das ihn zu diesem Uebergange mitbestimmte. Als in der Tertiärzeit das Klima etwas kühler wurde, gab es nicht mehr die große Auswahl von Bäumen, die schmackhafte und nahrhafte Früchte lieferten. Von der Zeit an mußte der menschliche Vorfahr daran denken, Nahrung unter den Bäumen zu suchen. Ludwig Wisler meint, daß der Menschenahne deshalb aus dem Norden stammen müsse, weil er sich wohl an die Wärme, aber nicht an die Kälte hätte anpassen können. Das nimmt er von allen Tieren an, und er läßt sie deshalb alle von Norden nach Süden wandern. Diese Annahme hat viel Wahrscheinliches, aber gewisse Anpassungen an kühles Klima dürften doch manche Tiere durchgemacht haben, da eben zu Beginn des Tertiärs in ihrer nordischen Heimat ein sehr mildes Klima herrschte. Und gerade bei dem Menschen hat die Annahme viel Bestehendes, daß die kühler werdende Temperatur ihn zum Aufgeben des Baumlebens mitbestimmt habe. Die andre Annahme, nach welcher der Menschenahne infolge allzu günstiger Nahrungsverhältnisse zu groß und stark geworden wäre, um sein behendes Kletterleben auf den dünnen Zweigen fortzuführen, erscheint demgegenüber nicht so natürlich. Bei solchem Eselaffenleben stößt gewöhnlich die Entwicklung, während das gemäßigte Klima eher zur Entwicklung der verschiedensten menschlichen Fähigkeiten anregt. Der Mensch versuchte, als er auf den Bäumen nicht mehr ausreichende Nahrung fand, unten am Boden zu gehen. Dadurch entstand der aufrechte Gang, der lange, fette Schenkel, und der menschliche Fuß. Durch den aufrechten Gang belam der Mensch die Hände frei, und sie konnten nun das vollkommene Werkzeug werden, mit dem er alles ausführen konnte, was der zu derselben Zeit allmählich erwachende Geist ersann. Gerade in dem gemäßigten Klima der nördlichen Festländer fand die Hand wie der Geist genug Gelegenheit, sich zu bethätigen. Kleidung, Wohnung, Nahrungsbeschaffung erforderten hier ein hochentwickeltes Wesen.

Nachdem ein so wichtiges Glied der Menschwerdung, wie es der Affenmenschen Dubois' ist, auf Java gefunden worden ist, könnte man ja allerdings wieder an eine tropische Urheimat des Menschengeschlechts denken. Allein Klatzsch zählt festsamerweise jenes Wesen zu den Menschenaffen, er kann sich also auf diesen Fund bei seiner Hypothese nicht berufen. Nun hat sich aber der Pithecanthropus durch seinen menschenähnlichen Oberkörper und durch sein großes Schädeldach sehr weit von der Entwicklung des Menschenaffen entfernt, er hat bereits einen aufrechten Gang gehabt. Er erinnert in vielen Eigentümlichkeiten so an den Neanderthalmenschen, daß er ohne Zweifel in der Mitte steht zwischen diesem und dem Menschenaffen. Er soll nun allerdings nicht in die direkte Vorfahrenreihe des Menschen gestellt werden, denn er besitzt auch noch Charaktere, die heutigen Menschenaffen zutommen. Er steht deshalb auf einer Seitenlinie, die sich von der Vorfahrenreihe des Menschen abzweigt.

Aber diese Abzweigung erfolgte sicher auf einem nicht sehr entfernten Punkte der Reihe. Die Seitenlinie gelangte nun in das tropische Asien und ging hier unter. Die Hauptlinie indes entwickelte sich, wie wir annehmen müssen, im Norden, vielleicht wirklich in Europa, weiter. Sie hatte schon vorher vor der Abtrennung des Pithecanthropus-Zweiges den aufrechten Gang erlangt; jetzt bildete sich nun der Schädel, und mit ihm wahrscheinlich im engsten Verein die Hand, weiter aus. Das gemäßigte Klima, das weder zu üppige, noch zu strenge Lebensbedingungen gab, förderte diese Ausbildung. Nun war gar keine so große Entwicklung mehr nötig, um den Menschen entstehen zu lassen, den wir aus den Ueberresten vom Neanderthal, von Spy und neuerdings von Krapina kennen. Und nun geht die Entwicklung zu den Menschen der älteren und jüngeren Steinzeit weiter, die sich von dem heutigen Herrn der Welt anatomisch nicht mehr unterscheiden. —

## Kleines feuilleton.

en. Gewinnung der Kapern. Der Kapernbaum ist ein Busch, der in einigen Teilen Spaniens, in Frankreich und Algier wächst. Die Kapern, wie wir sie im Handel kaufen, ist die Blütenknospe, die vor ihrer Entwicklung eingesammelt und in Weinessig gelegt wird. Der Strauch wächst auf kalkigem Boden, namentlich auf Gehängen, die den Sonnenstrahlen ausgesetzt sind. An Fruchtbarkeit und Feuchtigkeit des Erdreichs macht er keine großen Ansprüche, obgleich eine bessere Beschaffenheit des Bodens einen Einfluß auf die Qualität der Kapern hat. Die Büsche werden durch Stedlinge fortgepflanzt, von denen in der Regel Vierstümel zu Grunde gehen, während der Rest gut fortkommt. Wenn die Stedlinge zunächst in guten Boden gesetzt werden, wachsen sie allerdings fast alle, aber sie vertragen dann nicht die Verpflanzung in ärmere Erde. Bevor ein Kapernfeld im Frühjahr bestellt wird, muß es gut gedüngt und gepflügt werden. Die Büsche geben im ersten Jahre nur eine geringe Ernte und erreichen ihre volle Ertragsfähigkeit erst in zwei oder drei Jahren. Beim Mahen des Winters wird jede Pflanze verschritten und die Erde um den ganzen Busch zusammengehäuft, um ihn möglichst vor Frost zu schützen. Bei dieser Behandlung kann die Pflanze selbst Temperaturen von 10—12 Grad unter Null vertragen. Im März wird die Erde beiseitigt und die Zweige werden wieder dicht am Stamm abgeschnitten. Gleichzeitig wird der Boden wieder gepflügt und gedüngt. Da die Wurzeln des Busches gerade abwärts wachsen, so ist eine Beschädigung durch die Pflugschar wenig zu befürchten. Von Zeit zu Zeit muß das Unkraut beseitigt und der Boden gehackt werden. Im Juni oder Juli haben die Büsche ihr volles Wachstum erreicht, so daß die Zweige fast die ganze Fläche bedecken, obgleich die Pflanzen in Abständen von acht Fuß gesetzt werden. Die Einsammlung der Kapern beginnt im allgemeinen schon in der ersten Juniwoche, dauert aber bis in den September oder sogar bis in den Oktober, da sich in der Regel für jedes Blatt eine Kapern bildet. Die Haupternte fällt in die Tage um den 20. Juli. Die Knospen werden von Frauen gepflückt, die alle fünf oder sechs Tage an demselben Busch Arbeit finden. Man bemüht sich, keine Kapern zu erlangen, da sie die besten sind und am höchsten im Preise stehen. Die Kapernpflücker erhalten nur 4 Pfennig für das Kilogramm und können in der Haupterntezeit täglich 20 Kilo sammeln. Die zusammengelesenen Kapern werden zunächst im Schatten unter Bäume gelegt und dort so lange belassen, bis sie einen Teil ihres Wassers verloren haben, damit sie später nicht in Gärung übergehen können. Dann kommen sie in Gefäße mit Weinessig, der zuweilen noch mit Estragonkraut, Pfefferkörnern und andern Zusätzen aromatisch gemacht wird. Die Kapern werden dann während des Winters durch Siebe von verschiedener Größe sortiert, und man unterscheidet dann: Rompareil (die kleinste und feinste Kapern), Hochfein, Kapuziner, Kapotte, Fein, Halbfein und Gewöhnlich; die letztgenannte Sorte ist die größte. Selbstverständlich werden auch die Kapern oft versalzt, namentlich durch Kupferzusatz zur Erzielung einer schönen grünen Farbe, der aber leicht nachgewiesen werden kann. Als Surrogate dienen die Blütenknospen der gewöhnlichen Kuckblume und des Scharbothskrauts, auch der Kapuzinerfresse, jedoch kann ein einigermaßen geübtes Auge die echten Kapern leicht unterscheiden. —

— Zur Prüfung der Speisefartoffeln. In der „Leipziger Zeitung“ wird ausgeführt: Sobald es sich um die Verwendung von Knollen zu Futterzwecken handelt, wird immer diejenige Sorte den Vorzug verdienen, die auf einem bestimmten Raum den höchsten Ertrag an Nährstoffen liefert. Handelt es sich dagegen um Speisefartoffeln, so sprechen noch andre Faktoren mit. Da kommen äußeres Aussehen, Farbe und Form, Farbe des Fleisches, Geschmack und andre Eigenschaften in Betracht, die man gewöhnlich mit dem Ausdruck „kocht sich gut“ bezeichnet. Auf dem Marke werden für Speisewecke die Knollen von möglichst gleicher Größe verlangt, diese Forderung läßt sich ohne Sortierung kaum bewirken, obgleich es einige Sorten giebt, deren Knollen unter normalen Verhältnissen recht gleichförmig fallen. Dann wird auch der Einfluß der verschiedenen Bodenarten auf die Qualität der geernteten Knollen zunächst zu berücksichtigen sein, denn es ist bekannt, daß dieselbe Kartoffel, die auf einem Boden sich zu einer Speisefartoffel ent-

wickelt, unter andren Verhältnissen diese Bezeichnung nicht verdient. Die im Thonboden erwachsene Speisefartoffel wird z. B. der im Sandboden kultivierten an Güte nachstehen. Wir wissen auch, daß die Qualität der Kartoffeln durch starke Stallmistdüngung geschädigt wird. Erfahrungsgemäß werden dabei mehr kranke Kartoffeln geerntet, auch leidet der Geschmack seiner Speisefartoffeln darunter und erfährt der prozentische Stärkegehalt dabei eine geringe Depression. Bei einer oberflächlichen Prüfung der Kartoffeln auf ihre Güte zerschneidet man eine Knolle und reißt beide Stücke auseinander; wenn sie gut mehlig ist, so kleben die Stücke zusammen und es zeigt sich an den Rändern und an der Oberfläche ein leichter Schaum. Wasser darf selbst beim Druck nicht ausfließen. Wenn dies der Fall ist, kochen sie wässrig und sind von schlechtem Geschmack. In der Farbe soll das Fleisch weiß sein oder ins Gelbliche spielen. Von ganz gelbem Fleisch behauptet man, daß sich die Knollen nicht gut kochen, dies ist indessen nicht immer begründet, denn es giebt Sorten mit gelbem Fleische, die in Bezug auf Qualität nichts zu wünschen übrig lassen. —

**Aus dem Tierreiche.**

ss. Seltene Gänse und Enten. Unter den Tauchenten giebt es verschiedene Arten, die besonderer Beachtung wert sind. Den ersten Rang unter ihnen nimmt die Eiderente ein, deren Daunen die meistgeschätzte und kostbarste Füllung für Betten liefern. Die Eiderente ist an sich keineswegs ein seltener Vogel, sondern über den Norden der ganzen Erde verbreitet, aber wenige Leute dürften bei uns eine Eiderente gesehen haben, weil sie in der Gefangenschaft außerordentlich schwer zu halten ist. Auch der Berliner Zoologische Garten hat erst seit kurzer Zeit ein paar Vögel dieser Art erhalten. Die Schwierigkeit ihrer Pflege liegt in der Ernährung der Eiderenten durch Muscheln, Seeesterne und Krebsstiere, die von den vorzüglich tauchenden Tieren vom Meeresgrund heraufgeholt und meist ganz verschluckt werden. Da die Enten gleichzeitig auch große Mengen von Seewasser zu sich nehmen, so ist es begreiflich, daß man ihnen in der Gefangenschaft nur unter Aufwand besonderer Mittel die notwendigen Nahrungsbedingungen erfüllen kann. Eine Ente, die jetzt in den Berliner Zoologischen Garten überhaupt zum erstenmal ihren Einzug gehalten hat, ist die australische Scharbente, die ihren Namen von einer äußerlichen Lechlichkeit mit der Scharbe oder dem Kormoran erhalten hat. Ihre nächsten Verwandten sind die Nuderenten des südlichen Europa, jedoch unterscheiden sie sich von allen andren Schwimmvögeln sofort durch den Besitz eines großen schwarzen Hautlappens, der dem Männchen von der unteren Hälfte des Schnabels herabhängt und ihm ein höchst sonderbares Aussehen verleiht. Außerdem wären noch die Hutginsgänse zu erwähnen, von denen einige Exemplare im Berliner Zoologischen Garten jetzt, lebend überhaupt zum erstenmal in Europa, gezeigt werden. Die Heimat dieser zierlichen Wildgänse sind die unwirtlichen Gegenden des nördlichen Amerika und des nördlichen Asien; sie stellen in Färbung und Gestalt gewissermaßen die Zwergform der weitaus häufigeren Kanadagänse dar. —

**Astronomisches.**

— Wann stürzt der Mond auf die Erde? Der „Frankfurter Zeitung“ wird von ihrem astronomischen Mitarbeiter geschrieben: Laplace hat gezeigt, daß das Sonnensystem ewigen Bestand hat, soweit man nur die Wirkungen seiner Glieder aufeinander in Betracht zieht. Wie kann die Anziehungswirkung eines Planeten auf einen andren oder auf einen Trabanten so groß werden, daß er seine Bahn um die Sonne oder seinen Centralkörper völlig ändert, so daß für ihn die Menge des Sonnenlichts und der Sonnenwärme erheblich schwanken und die organischen Gebilde auf ihm darunter leiden können. Soll also das Sonnensystem oder ein Glied desselben zu Grunde gehen, so muß der Feind von außen kommen. Einer dieser möglichen Feinde für den ewigen Bestand der jetzt gültigen Verhältnisse sind die so harmlos scheinenden Sternschnuppen. Wer möchte denken, wenn ihm durch das Gesichtsfeld des zufällig zum Nachthimmel emporgerichteten Auges ein schließender Stern hinhaut, manchmal mit prächtigen Feuerschweif, manchmal auch als schwache, kaum sichtbare Sternspur, daß in ihm einer der Todesboten für die Existenz der gewaltigen Erde genaht ist? Und doch ist es so. Die Zahl der täglich auf der ganzen Erde niederfallenden Meteore berechnet sich nach Millionen, und mögen sie einzeln noch so winzig sein, insgesamt fügen sie ein beträchtliches Gewicht der Masse der Erde hinzu, zumal wenn man noch die großen Meteorsteine und endlich den Meteorstaub hinzunimmt, der bisweilen ausgedehnte Länderstrecken bedeckt. Selbst unter bescheidenen Annahmen kommt man auf 30 Millionen Kilogramm, um welche die Erde durch diese Eindringlinge des Weltalls jährlich schwerer wird.

Nimmt aber die Masse der Erde und entsprechend die des Mondes zu, so ist es auch dem Laien verständlich, daß ihre Anziehungskraft dadurch gesteigert wird und sie einander näher rücken müssen. Streng mathematisch ist dies interessante Problem jüngst durch Strömungen in Kiel behandelt worden, und eins seiner Ergebnisse läßt sich sehr einfach aussprechen: die Annäherung zweier umeinander umlaufenden Weltkörper, deren Masse allmählich zunimmt, beträgt jährlich denselben Bruchteil des bestehenden Abstands, der auch das Verhältnis der jährlichen Massenzunahme zur bestehenden Masse ausdrückt. Nun beträgt die Masse der Erde rund 6 Quadrillionen Kilogramm, das Verhältnis derselben zu dem oben abgeschätzten Zuwachs an kosmischen Meteoriten

ist also 220 000 Billionen. Und dies würde also in runder, erster Annäherung die Zahl von Jahren sein, die bei Fortdauer desselben jährlichen Massenzuwachses von jetzt ab noch verfließen würde, bis der Mond, in langsam sich verengernden Spiralen, statt der in sich zurückverlaufenden Ellipse, um die Erde, die am Ende des Verlaufs gerade auf das Doppelte ihrer ursprünglichen Masse angewachsen wäre, sich schwingend, endlich am Ende der Spirale auf der Erdoberfläche selbst landete in einem beide Weltkörper vernichtenden Sturze. Wir sehen zugleich, wie unbedenklich diese Zukunftsaussichten sind. Eher würde der Erde anderswoher, aber ebenfalls von außen, das Ende drohen. Denn in diesem Zeitraum legt die Sonne, da sie in jeder Sekunde etwa 20 Kilometer durchfliegt, die Erde und ihr ganzes System mit sich führend, Wegstrecken durch das Univerium zurück, die uns in die unmittelbare Nähe mancher andren Sonne, vor allem aber in die Spinnenneben gleich im Univerium ausgespannten ausgedehnten Gasnebel mitten hineinführen können, die dem ganzen Sonnensystem ein rasches Ende bereiten würden, von dem nur den umliegenden Sonnenwelken das Aufflammen eines „neuen Sternes“ mittels Lichtdepression Kunde bringt. —

**Technisches.**

gr. Neue Linoleumfabrikate. Der deutsche Linoleummarkt zeigt heute eine reichhaltige Auswahl moderner Muster und eine Verbollkommnung der Technik, wie man sie vor einigen Jahren noch nicht erwartet hätte. Namentlich ist auch das vollständig durch die ganze Linoleumschicht gemüster Zulauflinoleum bedeutend verbollkommnet worden. In letzter Zeit haben sich besonders die inlaidartigen Linoleummateriale in holzartiger oder teppichartiger Wirkung bemerkbar gemacht. Diese Japete-Linoleum sind ein sehr elastisches und haltbares Belagmittel und weisen prächtige Farböne auf. Um den weitgehendsten Ansprüchen der Schalldämpfung und Bodenwärme zu genügen, wird jetzt ein Belagmaterial unter der Bezeichnung Korkeinoleum hergestellt, das in Stärken bis zu 7 Millimeter in Verwendung kommt. Verhältnismäßig weiche Teppiche aus diesem Korkeinoleum tragen nicht wenig zu einer größeren Beaglichkeit in den Wohnräumen und zur wesentlichen Herabminderung der Geräusche bei. Auch bei diesem neuen Linoleummateriale fallen die trefflich schönen Farböne, die den modernen Einrichtungen besonders angepaßt zu sein scheinen, angenehm auf. Die Schalldämpfung macht sich zwar in jedem Massivbau sehr erwünscht bemerkbar, wie jeder Mitbewohner derartiger Gebäude weiß, doch hat hier der Belag mit gewöhnlichem Linoleum das Bedürfnis nach einem warmen und weichen Fußboden nicht ganz befriedigt. In Baureisen wurde deshalb nach schalldämpfenden Zwischenlagen gesucht; diesem Bedürfnis suchte die Industrie zunächst durch Fabrikate in der Form von Korkeplatten zc. zu genügen. Ein derartiger Korkeplattenboden ist nun wohl zum Teil schalldämpfend, zum Teil wärmend, bringt aber manche andre Nachteile mit sich. Diese bestehen hauptsächlich darin, daß die einzelnen Platten in dem darauf liegenden Linoleumbelag die Fugen abzeichnen und hierdurch das gute Aussehen und die Haltbarkeit des Linoleums beeinträchtigen. Diese sehr unangenehm empfundenen Mängel werden nun durch ein neues Unterlagsmaterial, das die Bezeichnung Korkelement führt, beseitigt. Dieses Fabrikat wird in 4 Millimeter Stärke fast fugenlos auf den zu belegenden Boden gebracht; es erfüllt die höchsten Ansprüche in Bezug auf Schalldämpfung und Bodenwärme; es ist äußerst elastisch und nachgiebig, sowie durch seine Kombination mit dem darauf verlegten Linoleum in hohem Maße widerstandsfähig gegen Einbrüche. Bei den in der königl. technischen Versuchsanstalt vorgenommenen Prüfung wurde Korkeinoleum bis zu 10 000 Kilo auf einer Fläche von 20 Centimeter im Quadrat belastet, ohne daß nachteilige Folge eintraten. Das Material prekte sich unter dieser großen Last wohl bis auf Zweidrittel seiner Stärke zusammen, ging aber nach der Entlastung nach und nach in seine ursprüngliche Lage vollständig zurück. Linoleum ist heute kein Luxusartikel mehr, sondern geradezu Baubedarf; durch die Verwendung des elastischen Korkeinoleums oder der Kombination von Linoleum mit Korkeinunterlage ist nicht nur für die Schalldämpfung ungemein viel zu erreichen, man vermag vielmehr auch in dekorativer Hinsicht mit solchem hygienischen Fußbodenbelag gute Wirkungen zu erzielen. —

**Notizen.**

— „Rosa Berndt“, das neue Werk Gerhart Hauptmanns, erlebt die Erstaufführung im Wiener Burgtheater. —

— „Außerhalb des Lebens“, ein Schauspiel von B. B. Prottopoff, ist soeben im Verlage von Dr. J. Marchlewski u. Co. (Wien) erschienen. Das Stück ist von den Vereinigten Theatern in Breslau zur Aufführung angenommen worden. —

— „Dubliners Lustspiel „Blauer Montag“ fand bei der Erstaufführung im Deutschen Theater zu Hannover eine beifällige Aufnahme. —

— Hauptmanns „Beber“ werden demnächst am czechischen Nationaltheater in Prag aufgeführt werden. —